

Die Nacht, in der die Mauer fiel

Schriftsteller erzählen
vom 9. November 1989

Herausgegeben
von Renatus Deckert



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4073

Der 9. November 1989 ging in die Geschichtsbücher ein: Die auf einer Pressekonferenz der DDR-Regierung irrtümlich verlesene Mitteilung, Reisen in den Westen seien ab sofort möglich, löste einen Sturm auf die Berliner Mauer aus, dem sich die Grenzsoldaten nicht widersetzen konnten. Nach 28 Jahren öffnete sich der Eiserne Vorhang. Wer die Nacht, in der die Mauer fiel, nicht verschlief, feierte auf den Straßen von Berlin.

Fünfundzwanzig Autoren aus Ost und West lassen die historische Nacht Revue passieren. In persönlichen Texten, die eigens für dieses Buch geschrieben wurden, erzählen sie, was sie erlebten, was sie fühlten und wie sie sich heute daran erinnern.

Der Herausgeber Renatus Deckert, geboren 1977 in Dresden, lebt als Essayist und Lyriker in Berlin. Er war zehn Jahre lang Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *Lose Blätter*. Im Insel Verlag gab er 2005 den Band *Die wüste Stadt. Sieben Dichter über Dresden* heraus. 2007 erschien im Suhrkamp Verlag die Anthologie *Das erste Buch. Schriftsteller über ihr literarisches Debüt*.

Die Nacht, in der die Mauer fiel

Schriftsteller erzählen vom
9. November 1989

Herausgegeben von
Renate Deckert

Suhrkamp

Umschlagfoto: Maurice Weiss / OSTKREUZ

suhrkamp taschenbuch 4073

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46073-3

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

**Die Nacht, in der
die Mauer fiel**

Vorwort

Die Bilder gingen um die Welt. Gesichter, verzerrt von Fassunglosigkeit und Freude. Fremde, die in der kalten Novembernacht einander in die Arme fallen. Eine Schlange von Trabisi, die unentwegt hupend durch ein Spalier begeisterter Menschen knattern, während der Sekt über ihre Kühlerhauben spritzt. Der Jubel der Wagemutigen, die auf die Mauer geklettert sind und kaum die Tränen bemerken, die über ihre Wangen laufen. »Wahnsinn« war das Wort, das in diesen Stunden in aller Munde war. In diesem Ausruf entlud sich die ganze Sprachlosigkeit angesichts des unerhörten Ereignisses, an das zu glauben auch denen schwerfiel, die unmittelbar dabei waren.

Der Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989 ist uns noch immer nahe. Die zwanzig Jahre, die seither vergangen sind, haben daran nichts geändert. Immer wieder wurden die Bilder im Fernsehen gezeigt, so daß sie auch denen vertraut sind, die nicht zugegen waren, als am Grenzübergang Bornholmer Straße der Schlagbaum in die Höhe ging. Zugleich erscheint uns diese Nacht heute so fern wie »ein Märchen aus uralten Zeiten«. Fast unwirklich und, ruft man sich den Verlauf der Ereignisse ins Gedächtnis zurück, geradezu unglaublich kommt einem vor, was an diesem Tag in Berlin geschah. Längst ist der Zettel zur Legende geworden, von dem Günter Schabowski während der live im Fernsehen übertragenen Pressekonferenz der DDR-Regierung irrtümlich die Mitteilung ablas, ausreisewillige Bürger könnten über alle Grenzübergänge in die Bundesrepublik und nach West-Berlin ausreisen – »sofort, unverzüglich«. Die in den Abendnachrichten voreilig verbreitete Meldung von der Öffnung

der Grenzen löste einen Ansturm auf die Mauer aus, dem die Grenzsoldaten nichts entgegenzusetzen hatten. Ohne noch auf einen ausdrücklichen Befehl zu warten, öffneten sie schließlich die Tore. Was 28 Jahre lang völlig undenkbar war, wurde auf einmal durch eine Verkettung glücklicher Umstände innerhalb weniger Stunden Realität.

Noch am Morgen hatte dies keiner für möglich gehalten. Nichts deutete darauf hin, daß dieser Tag als das markanteste Datum des Herbstes 1989 in die Geschichte eingehen würde. Selbst der 9. Oktober, der als historischer Wendepunkt gilt, steht heute in seinem Schatten. An diesem Tag war es in Leipzig zur bis dahin größten Demonstration gekommen, die, anders als von vielen befürchtet, nicht in einem Blutbad endete. Beide Tage waren Höhepunkte jener friedlichen Revolution, die wenige Monate vorher noch unvorstellbar gewesen war. Anfang Juni hatte das chinesische Militär die Demonstrationen für Menschenrechte und Demokratie auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking brutal beendet. Die sogenannte »chinesische Lösung« drohte auch jeglichem Protest in der DDR, nachdem deren Staatsführung die chinesische Regierung ausdrücklich dazu beglückwünscht hatte. Unvergessen waren zudem die Niederschlagung des Aufstands in Ungarn und des Prager Frühlings. Und nicht zuletzt war der 17. Juni 1953 ein, wie es nicht nur Thomas Rosenlöcher empfand, »ins kollektive Bewußtsein eingebranntes Mementekel der Ohnmacht«.

Dem Aufbruch im Herbst 1989 waren Jahre des Stillstands und der Lähmung vorausgegangen. Von der Vision einer sozialistischen Gesellschaft war nichts übriggeblieben als die lächerlich wirkenden Parolen von einst, die mit der Realität nichts zu tun hatten. Die DDR siechte dahin: ein System, dessen Eckpfeiler breite Risse aufwiesen und das dennoch

anscheinend nicht totzukriegen war. Die bleierne Öde der verrotteten Industrieanlagen und der verfallenden Städte, wie sie sich in den achtziger Jahren allerorten dem Auge des Betrachters bot, hat Wolfgang Hilbig wie kein anderer beschrieben. Ebenso die Aussichtslosigkeit in dem offenbar ewig währenden Provisorium, das dieses Land war. Die Gegenwart schien unveränderbar, das Ende der Geschichte erreicht. So empfanden es auch viele der Jüngeren. »Zukunft« ist / schon zuviel gesagt«, heißt es in einem Gedicht von Durs Grünbein aus dieser Zeit. Grünbein gehört zur Generation derer, die in die DDR hineingeboren wurden, aber mit ihren zu Ideologien verkommenen Idealen nichts mehr anfangen konnten. Heiner Müller fragte ihn damals verwundert: »Wie kommt es, daß du überhaupt keine Utopie mehr hast?« Dabei wies er auf einige Zeilen in einem Gedicht: »man / sah uns nicht an wie / uns zumute war beim / Verlöschen der Ziele«. Müller hatte sich diese Stelle mit Bleistift unterstrichen und wollte von dem drei Jahrzehnte Jüngeren wissen, wie er dazu stehe. »Ich konnte das damals nicht begründen«, erinnerte sich Grünbein nach dessen Tod, »aber ich wußte, daß es vorbei war, es war zu spät.«

In dieser Frage schieden sich die Geister. Für Christoph Hein, Stefan Heym und Christa Wolf war die sozialistische Utopie auch nach vierzig Jahren DDR noch lebendig und erstrebenswert. Auf der Kundgebung auf dem Alexanderplatz am 4. November, an der fast eine Million Menschen teilnahmen, sprachen sie sich für einen wirklichen Sozialismus aus, der sich vom Sozialismus stalinistischer Prägung unterscheiden sollte. Die Zustimmung unter den Demonstranten war groß. Einen Tag vor dem Fall der Mauer appellierte Christa Wolf im DDR-Fernsehen an alle Ausreisewilligen, im Lande zu bleiben: »Helfen Sie uns, eine wahrhaft demokra-

tische Gesellschaft zu gestalten, die auch die Vision eines demokratischen Sozialismus bewahrt.« Dieser Gedanke lag auch dem Aufruf »Für unser Land« vom 26. November zugrunde, in dem Christa Wolf, Stefan Heym und andere gegen einen »Ausverkauf unserer materiellen und moralischen Werte« durch »einflußreiche Kreise aus Wirtschaft und Politik in der Bundesrepublik« wetterten und dazu aufriefen, eine »sozialistische Alternative« zu entwickeln.

Dieses Festhalten an der Idee des Sozialismus zog viel Kritik und auch Häme auf sich. Thomas Brussig hat in seinem höchst populären Wenderoman *Helden wie wir* Christa Wolfs Rede auf dem Alexanderplatz mit beißendem Spott überzogen. Ohne einen solchen Furor, aber nicht weniger entschieden äußerte sich Hans Joachim Schädlich: »Der Zusammenbruch des Systems, das einen monströsen Apparat wie den Staatssicherheitsdienst nötig hatte, fand unter allerlei Klagen statt. Irgend etwas soll auch gut gewesen sein an den Verhältnissen der Diktatur. Die Fehlkonstruktion ist zusammengebrochen, aber die falschen Baupläne geistern in den Köpfen herum. Die Pläne spiegeln etwas Idealisches vor, und schon hört man davon, daß die Pläne eigentlich ideal seien, nur eben von unfähigen Bauleuten falsch ausgeführt.« Einer »Orientierung am Unwirklichen«, die auf einem Mangel an Information beruhe, kann Schädlich jedoch nichts abgewinnen. Als das höchste Kriterium der Wahrheit habe dem Marxismus-Leninismus stets die Praxis gegolten. In der Praxis aber sei der Sozialismus gescheitert.

Der den Aufruf »Für unser Land« beschließende Appell an die humanistischen Ideale, von denen man einst ausgegangen sei, wie auch die Rede von den moralischen Werten muß nicht nur Schädlich wie Hohn in den Ohren geklungen haben. Welche moralischen Werte sind gemeint, wenn es um das

Fortbestehen eines Staates geht, der seine Bürger eingesperrt und bespitzelt, bevormundet und vergewaltigt hat? Schädlich geriet ins Visier der Staatssicherheit, als er 1976 die Petition zugunsten von Wolf Biermann unterschrieb. Zum »Staatsfeind« erklärt, sah er sich ein Jahr später gezwungen, das Land zu verlassen. Daß die Mauer nur scheinbar gegen einen äußeren Feind, in Wirklichkeit aber gegen die eigene Bevölkerung gerichtet war, hatte er schon 1961 gewußt: »Ich stand am 13. August in der Nähe des Brandenburger Tores und sah, daß Männer der Betriebskampfgruppen, Maschinenpistolen vor der Brust, mit dem Rücken zum Westteil der Stadt Wache hielten. Das Gesicht wem tapfer zugewandt? Dem Feind? Der Feind stand also im Ostteil der Stadt, innerhalb der Mauer. Der Feind war jeder, der den Ostteil der Stadt, den Ostteil des Landes, den Herrschaftsbereich der kommunistischen Diktatur verlassen wollte.«

Wie Schädlich erging es vielen, die sich nicht mit der Unfreiheit abfanden. Groß war der Strom derer, die allen Dämmen zum Trotz im Laufe der Jahre fortgingen oder zu fliehen versuchten. Die genaue Zahl der Mauertoten ist bis heute nicht geklärt. Bekannt hingegen sind die Methoden der Staatssicherheit, sind die Gewalt und der Terror, dem ausgesetzt war, wer dem System entgegentrat. Als Ungarn im Sommer 1989 den Eisernen Vorhang öffnete und Tausende DDR-Bürger über die Grenze nach Österreich flüchteten, wurde sichtbar, wie wenig verlockend für viele die sozialistische Utopie noch war. Das Land schien sich zu leeren. Wenige Tage nach dem Fall der Mauer notierte Hanns-Josef Orthel: »Nun, wo alle ungehindert hinüber können, wird sich zeigen, wie viele noch willens sind, immer wieder zurückzukehren, um weiter an der Reform des Sozialismus zu arbeiten.« Er sollte recht behalten. Der 9. November war der Anfang vom

Ende der DDR. Der Satz »Wir sind das Volk«, auf den Straßen von Leipzig gerufen, wurde schon bald von dem Satz »Wir sind ein Volk« abgelöst. Ein Jahr später war die deutsche Teilung Geschichte.

Ortheils Journal *Blauer Weg* ist eines der interessantesten Bücher über die Zeit der Wende aus westdeutscher Sicht. Der Autor war nicht unmittelbar beteiligt an den Geschehnissen, doch verfolgte er sie keineswegs unbeteiligt. Außer sich vor Freude ist er über den Fall der Mauer: »Als ich die ersten Bilder aus Berlin sehe, steigt ein Glücksgefühl in mir auf, wie ich es noch nie bei Fernsehbildern erlebt habe. Es ist das Glück der vollkommenen Überraschung, als nehme eine völlig verfahrenere Geschichte von diesem blitzhaften Moment an eine Wende ins Märchenhafte.« Das Glücksgefühl hielt an, zugleich nahm Ortheil alles Folgende mit großer Wachheit wahr. Sein Buch bildet die Geschehnisse von 1989 und der Jahre danach in ihrer Zeit ab. Ortheils Beobachtungen und Reflexionen rufen die widersprüchlichen Empfindungen und auch die Irrtümer von damals ins Gedächtnis zurück. Vom Ende her betrachtet scheint der Weg zur Wiedervereinigung direkt, ja geradlinig verlaufen zu sein. Und je größer der zeitliche Abstand wird, um so stärker ist dieser Eindruck. Damals jedoch erschien keineswegs alles so klar und folgerichtig. Noch fünf Jahre danach empfand Ortheil das Schockartige der Ereignisse: »Niemand hat genau begriffen, was seither geschah, es ist wie eine überwältigende Zeitreise, aus einem abgelegten und belächelten Gestern in eine noch nicht vorhandene Zukunft. Dieser plötzliche Sprung, der sich für jeden Beteiligten anders vollzog, prägt das Empfinden.«

In allen bisher erschienenen Tagebüchern aus dieser Zeit wird dieser plötzliche Sprung sichtbar. In der Nacht, in der

die Mauer fällt, schreibt Walter Kempowski seitenweise Radio- und Fernsehkommentare mit. Beim Lesen seines Tagebuches spürt man die fieberhafte Erregung, die ihn in diesen Stunden ergreift. Zwei Tage später fährt der gebürtige Rostocker, der aus politischen Gründen acht Jahre lang im Zuchthaus Bautzen eingesperrt war, nach Hamburg und Lübeck, um am Bahnhof die eintreffenden Menschen aus der DDR zu begrüßen. Ins Gespräch kommt er jedoch mit keinem. Bei aller Empathie, die aus Kempowskis Aufzeichnungen spricht, bleibt es bei dem Blick von außen.

Das aufschlußreichste literarische Zeugnis von 1989 stammt von einem Autor, der den Wendeherbst selbst erlebt hat. Thomas Rosenlöcher ging in Dresden auf die Straße, um für Reformen zu demonstrieren. Sein Tagebuch *Die verkauften Pflastersteine* erzählt von den immer ungeheuerlicher erscheinenden Sprüngen der Geschichte aus der Sicht des staunenden Protokollanten. Dieser ist stets Teil des Bildes; ehrlich und uneitel schildert er, was er sieht und was ihn umtreibt. Angesichts der prügelnden Polizisten, die zunächst jeden Protest zu verhindern suchen, spricht er von der »Angst des Kopfmenschen, unter Schlägen den Kopf zu verlieren«. Doch bei allem Grimm auf die Regierenden gesteht er eine Mitschuld an den Verhältnissen ein: »Nicht nur die Funktionäre haben sich diesen Staat verdient, auch wir, zumindest haben wir ihn hingenommen.« Schon bald, ahnt er nur wenige Monate nach dem Mauerfall, werde man Mühe haben, sich die DDR und das eigene Angepaßtsein selber zu erklären. Einige Jahre später kam Rosenlöcher in einem sogenannten Selbstbefragungsversuch mit dem symptomatischen Titel »Der Nickmechanismus« darauf zurück.

Der Herbst 1989 war die Zeit des Tagebuchs. Allein das rasche Notat war in der Lage, dem rasanten Wechsel der

Zeitläufe zu folgen und die Geschichte im Moment ihrer Entstehung abzubilden. Das wußte der in der Nacht des Mauerfalls vor dem Fernseher mitschreibende Kempowski. Keine andere literarische Form ist so authentisch wie das Tagebuch, das noch nichts weiß vom Fortgang der laufenden Ereignisse. Der Horizont des Chronisten ist die unbeschriebene Seite, die für den nächsten Tag vorgesehen ist. Anders als der Erzähler, der die Geschehnisse von ihrem Ende her betrachtet, schreibt er ohne Distanz: vorläufig und ungeschützt. In dieser Spontaneität ist dem Tagebuch nur das Gedicht vergleichbar, das unmittelbar auf ein Ereignis reagiert. Die Zeit der Wende hat etliche solcher Texte hervorgebracht, von denen Volker Brauns Gedicht »Das Eigentum« der bekannteste ist. Brauns wehmütiger und zugleich trotziger Abgesang auf die untergegangene DDR entsprach den Empfindungen vieler, die an der Idee des Sozialismus hatten festhalten wollen, sich dann aber vom Rad der Geschichte überrollt sahen.

Seitdem sind eine Reihe von Romanen und Erzählungen erschienen, die den Herbst 1989 zum Thema haben. Schon Anfang der neunziger Jahre war der Ruf nach dem »Wendroman« laut geworden. Er ertönte von da an immer wieder. Doch nach diesem radikalen historischen Einschnitt mußte erst Zeit vergehen, bis sich der Staub legte, den der Zusammenbruch der DDR aufgewirbelt hatte. Die wichtigen Romane der letzten Jahre verdanken sich einer idealen Konstellation: Die Vergangenheit liegt schon so weit zurück, daß sie zum Bild gerinnen kann; zugleich ist sie noch so nah, daß sie sich aus der lebendigen Erinnerung des Erzählers rekonstruieren läßt. Das gilt für Uwe Tellkamps epischen Roman *Der Turm*, der ein gewaltiges Panorama der erstarrten und schließlich implodierenden DDR darstellt. Tellkamps Roman, der auch eine

geschichtsphilosophische Deutung dieser Zeit ist, endet mit dem Fall der Berliner Mauer. Und es gilt für Ingo Schulzes Briefroman *Neue Leben*, der von den ungeheuren Auswirkungen erzählt, die der politische Gezeitenwechsel im Leben des Einzelnen hatte, und von der Metamorphose einer Gesellschaft, die sich gleichsam über Nacht neu erfinden mußte.

Diese Konstellation prägt auch dieses Buch, in dem 25 Autoren erzählen, was sie in der Nacht, in der die Mauer fiel, erlebten, was sie empfanden und wie sie sich heute daran erinnern. Zwanzig Jahre später steht den meisten noch vor Augen, wo sie von der Öffnung der Grenzen erfuhren und was ihre erste Reaktion war. Für manche haben die damaligen Erlebnisse die Gestalt einer festgefügtten Erzählung angenommen, die vielleicht schon des öfteren in kleinem Kreis zum besten gegeben wurde. Andere haben keine Erinnerungen daran, oder diese liegen verschüttet unter den Lawinen von Fernsehbildern, die alle Jahre wieder am 9. November ausgestrahlt werden. Mit Hilfe von Aufzeichnungen oder alten Kalendern versuchen sie, diese Nacht oder diese Tage im Herbst 1989 zu rekonstruieren und sich dabei selbst auf die Spur zu kommen.

Wie man sich erinnert, hat vor allem mit der eigenen Herkunft zu tun. Wer damals in der DDR lebte, mußte den Fall der Mauer zwangsläufig als einen viel tieferen Einschnitt in der eigenen Biographie empfinden als jemand, der in der Bundesrepublik aufgewachsen war und den Osten nur als graue Merkwürdigkeit aus dem Fernsehen kannte. Die existentielle Wucht, mit der dieses Ereignis die Ostdeutschen traf, ist noch in vielen der Texte zu spüren, die zwei Jahrzehnte später entstanden. Für Reinhard Jirgl bedeutete der Zusammenbruch des Sozialismus die Befreiung von einer staatlicherseits erzwungenen Sprachlosigkeit: Im Herbst 1989 lagen sechs

seiner Manuskripte bei den Behörden auf Eis. Nach der Wende wurde sein erster Roman gedruckt und Jirgl endlich als Schriftsteller sichtbar. Kathrin Schmidt wiederum fährt bei der Erinnerung an den 9. November »wie ein Beil« der Gedanke ins Hirn, daß sie damals Mitglied der Partei war. Auch wenn sie seinerzeit nicht aus Opportunismus eingetreten war und sich inzwischen in der oppositionellen Szene engagierte, überkommt sie ein Gefühl der Scham. Für ihren Erinnerungstext hat sie die Form eines Briefes an den Herausgeber gewählt, der den Charakter einer Konfession, eines Bekenntnisses hat und den zu schreiben für die Autorin schmerzhaft war.

Die Begegnung mit sich selbst zur Zeit des Mauerfalls kann höchst ambivalente Empfindungen hervorrufen. Diese Erfahrung machten auch Autoren aus dem Westen. So karikiert sich Michael Lentz im Rückblick als »wachsweicher Wirtschaftswundernachfahre«, dem sein blaues Wunder erst noch bevorstand. In einer Mischung aus Lethargie und Arroganz, die ihn heute beschämt, betrachtete der damalige Geschichtsstudent in München die Fernsehbilder und spürte, wie sein pubertäres Weltbild in die Brüche ging. Auch Ulrich Peltzer reagierte keineswegs euphorisch. In seinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit finden sich keine Anhaltspunkte dafür, daß ihn die Ereignisse bewegten, die sich nur wenige Kilometer von seiner Wohnungstür entfernt abspielten. Oder etwa doch? Das gründliche Durchstreichen einiger Zeilen, die nicht mehr zu entziffern sind, deutet Peltzer als Ausdruck der Scham angesichts dessen, was er damals dachte.

Später erkannten diejenigen, denen der Fall der Mauer zunächst gleichgültig war, daß er auch sie betraf. Denn in der Folge verschwand nicht nur die DDR, sondern auch die alte Bundesrepublik. Und für viele änderten sich bald schon die

Koordinaten des eigenen Lebens. Marcel Beyer, der bis zur Wende nie in der DDR gewesen war, zog 1996 von Köln nach Dresden. Die Stadt an der Elbe wurde zum Ausgangspunkt einer Spurensuche in Zeit und Raum, einer Recherche in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, die es ihm erst ermöglichte, seinen Roman *Kaltenburg* zu schreiben. Diese Spurensuche hat jedoch womöglich schon viel früher begonnen: Als er am 9. November 1989 vor dem Fernseher saß, so hat Beyer einmal erzählt, begriff er, daß Geschichte keineswegs etwas Abgeschlossenes, Vergangenes war, sondern daß sie in der Gegenwart geschah: »In diesem Moment wußte ich nicht, welche Konsequenzen das für mich haben würde. Aber ich war mir sicher, es würde mein Leben beeinflussen.«

Wer beide Seiten der Mauer kannte, betrachtete die Fernsehbilder mit anderen Augen. Katja Lange-Müller war 1984 aus dem Staat ausgereist, mit dem sie schon als Jugendliche in Konflikt geraten war. Seither lebte sie in West-Berlin. Was sie für immer hinter sich glaubte, holte sie fünf Jahre später wieder ein. In ihren Kalender schrieb sie: »Es ist, als säße ich in einem Zug, und sämtliche Bäume, an denen ich schon vorbeigefahren bin, kommen mir plötzlich wieder entgegen.« Diesen Satz lieh sie später der ebenfalls aus der DDR stammenden Protagonistin ihres Romans *Böse Schafe*, mit dem sie dem West-Berlin der achtziger Jahre ein Denkmal setzte. Für Jürgen Becker war es noch viel länger her, daß er fortgegangen war. Zwei Jahre, bevor die DDR gegründet wurde, verließ er die Sowjetische Besatzungszone. Erst im November 1989 kehrte er zurück. Für ein paar Minuten stand er auf dem Bahnsteig in Erfurt, der Stadt, in der er acht Jahre seiner Kindheit verbracht hatte. Von dieser Wiederbegegnung erzählt er in diesem Buch: allerdings nicht in der Ich-Form,

sondern aus der Perspektive von Jörn Winter, dem er schon in seinem Roman *Aus der Geschichte der Trennungen* seine eigene Lebensgeschichte mitgab. Auch vom Mauerfall ist dort die Rede; Beckers Bericht ist nun ein Seitenstück zu seinem Roman. Und noch an anderer Stelle kam er darauf zu sprechen – so stark waren die Eindrücke, so einprägsam die Bilder, die er von seiner Reise nach Leipzig zur Zeit der Wende mitbrachte. Bereits in einem Gedicht von 1990 erwähnt er den alten Mann, der beim Passieren der Grenze am geöffneten Zugfenster steht und mit Tränen in den Augen sagt: »Jetzt ist der Krieg aus.«

Die wenigsten werden in der Nacht, in der die Mauer fiel, die historische Bedeutung des Ereignisses ermessen haben, dessen Zeugen sie wurden. Zu groß waren Überraschung und Überschwang; zu bewegt, ja hingerissen waren die meisten von dem, was sie erlebten. Am ehesten begriffen es wohl die, die sich noch an den Tag erinnerten, an dem die Mauer errichtet wurde. Den meisten jedoch ging die Dimension des Geschehenen, seine Einzigartigkeit erst später auf. »Mehr Dabeisein in einem historischen Augenblick war ihm niemals beschieden, weder vorher noch nachher.« So heißt es in dem Bericht von Durs Grünbein, der die Grenze an der Bornholmer Straße gegen Mitternacht passierte. Auch er greift auf ein Alter ego zurück, um das in dieser Nacht Erlebte erzählerisch zu fassen und mit kaltem Blick zu deuten. Doch auch nach zwanzig Jahren ist das grenzenlose Erstaunen noch zu spüren, das ihn damals ergriff, die Verblüffung darüber, wie einfach es war: wie unter dem Ansturm der Massen alles zusammenfiel wie ein Kartenhaus. Es ist leicht zu erklären, und schon oft ist dargestellt worden, was dazu führte, und diese Darstellungen ließen keine Frage offen. Und doch: Zu begreifen ist es bis heute nicht. Noch in der Rückschau haben

die damaligen Ereignisse etwas von einem Schock. Über Nacht war alles anders. Der plötzliche Sprung, von dem Ortheil vor fünfzehn Jahren schrieb, prägt noch immer das Empfinden des Einzelnen, der sich erinnert und von den Bildern, die sein Gedächtnis ihm bewahrt hat, überwältigt wird.

Renatus Deckert